



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Ingrid
Müller-Münch

**SPRENGSATZ
UNTERM
KÜCHENTISCH**

WENN DIE FRAU
DAS GELD VERDIENT

Klett-Cotta

Für Jochen. Danke.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2013 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Schutzumschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Unter Verwendung eines Fotos von Lew Robertson/Corbis

(Zünder), Epoxydude/fstop/Corbis (Hand mit Dynamitstange),

plainpicture/Thomas Eigel (Spülbürste)

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-94595-9

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der

Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind

im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

**»Frauen, die lange ein Auge
zudrücken, tun es am Ende nur noch,
um zu zielen.«**

Humphrey Bogart

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	11
1. Kapitel: Zur Einstimmung einen ernüchternd trockenen Rotwein	15
Was Erich verschweigt und Max nicht ahnt	17
Ein Hauch von Unruhe schwebt über dem Esstisch	19
Wenn nicht hier, wo denn sonst	21
Den Anschluss verpennt	23
<i>Sigrid und Rolf: Putzen ist doch nichts Ehrenrühriges ..</i>	<i>27</i>
2. Kapitel: Vom gebremsten Charme eines Arbeitslosen	33
<i>Katharina und Michael: Hartz IV als Beziehungskiller</i>	<i>35</i>
Mann würde so gerne alles beim Alten belassen – Frau auch	41
<i>Karen: Wenn nur das ewige Gemecker nicht wäre</i>	<i>46</i>
3. Kapitel: Wenn Mama das Geld verdient	53
Frauen preschen vor – in Ost- und in Westdeutschland	55
Die Frauen in Ostdeutschland nehmen es gelassener hin	57
<i>Leicht und locker: Ralph und Regina aus Magdeburg ..</i>	<i>60</i>

Westdeutsche Frauen tun sich schwerer	70
<i>Brigitte und Rainer: Für ein paar Riffs mit der Gitarre ins Büro</i>	75
Wenn alte Rechnungen präsentiert werden	88
<i>Chantal: Ein Erotikus mutiert zum Schluffi</i>	93
4. Kapitel: Von Männern, die kleine Brötchen backen und Frauen, die sie bezahlen	101
Weder Hausmann noch Hausfrau – rein gar nichts	103
<i>Alexander: Von der Wehleidigkeit zum späten Erfolg</i> ...	107
5. Kapitel: Neue Männer braucht das Land – neue Frauen auch	115
Verbale Aufgeschlossenheit bei weitgehender Verhaltensstarre	117
<i>Christoph und Sandra: Auf der Überholspur klappt es Hand in Hand.</i>	126
6. Kapitel: Unbedingt den Heiratspool erweitern	135
Das veraltete Beuteverhalten von Männern und Frauen	137
Ein Traummann – was ist das eigentlich?	139
<i>Ein Gespräch über die Liebe in Zeiten von häufig wechselnden Partnerschaften</i>	144
Singles, wo man nur hinguckt	150
<i>Bertha: Armer Mann trifft reiche Frau</i>	157
Auch im Cyberspace bleibt Mister Big eine Rarität	165
7. Kapitel: Multitasking und Überforderung	171
Können Frauen wirklich alles?	173
<i>Marina und die Gemüselieferung</i>	178
Hart ist die Betondecke, an der sich Frauen stoßen	191
Wie unterschiedlich Männer und Frauen reagieren, wenn der Job flöten geht	197

8. Kapitel: Über Bügelbretter, Putzeimer und Staubsauger	203
<i>Sonja: Ihr Mann verschläft den Tag und damit sein Leben</i>	205
Wer sich verweigert, lebt brandgefährlich	214
1933: Die Arbeitslosen von Marienthal	225
9. Kapitel: Wann ist ein Mann ein Mann?	231
Vom Recht auf ein karrierefrees Leben	233
<i>Clemens: Eine andere Art der Selbstverwirklichung</i>	242
Männer haben's schwer, nehmen's nicht leicht – ein Männerforscher plaudert aus dem Nähkästchen	250
10. Kapitel: Der Blick über den Tellerrand	263
Die Nahsicht	265
A Man is not a Man without work	266
1929 – Newark nach dem Börsencrash	272
Die US-Politik rückt alles wieder zurecht	275
The Richer Sex	276
11. Kapitel: Vom Stress unter der Bettdecke zur friedlichen Koexistenz	279
Pinkifizierung	281
Hoffnung und Zuversicht	284
Quellenangaben	293
Hintergrundliteratur	301
Danke	303

Vorwort

Die Redewendung vom frühen Vogel, der den Wurm fängt, suggeriert, man müsse nur schnell genug zuschnappen, um den dicken Happen schon zu ergattern. Leider stimmt dieser Spruch nicht immer. Als ich vor über sechs Jahren mit der Recherche zu *Sprengsatz unterm Küchentisch* begann, sendeten WDR5 und SWR2 zwar hierüber lange Rundfunkfeature. Doch alle Verlage, denen ich dieses Thema für ein Buchprojekt anbot, winkten ab. Die Idee sei ja wirklich originell, hieß es. Aber die Zielgruppe, die für den Kauf eines solchen Buches in Frage käme, einfach zu gering. Derartige Paarkonstellationen, in denen die Frauen das Geld verdienten, während ihre arbeitslosen Männer zu Hause nach neuen Lebensinhalten suchten, kämen einfach zu selten vor. Deshalb lohne es sich nicht, hierüber ein Buch zu veröffentlichen.

Das ist, wie gesagt, über sechs Jahre her. Ich war damals einfach zu früh, hatte ein Phänomen wahrgenommen, das es offiziell noch gar nicht gab. Der Wurm hatte noch nicht angebissen. Kein Mensch interessierte sich zu der Zeit dafür, dass immer mehr Frauen das Familieneinkommen verdienten und damit ihre Kinder ebenso wie ihre arbeitslosen Männer mit ernährten.

Inzwischen würde kein Verlag mehr ein solches Buch mit dem Argument ablehnen, die Zielgruppe für ein solches Thema sei zu klein. Mittlerweile weiß man, dass in jedem 5. der ungefähr 32 Millionen aus mehreren Personen bestehenden Privathaushalte Deutschlands, also in 20 Prozent – grob geschätzt – etwa sechs Millionen Frauen das überwiegende Einkommen nach Hause bringen.

Beinahe über Nacht war etwas zum Diskussionsgegenstand geworden, das zuvor öffentlich jedenfalls gar nicht vorhanden war. Die zugespitzte Frage, ob Männer ein Auslaufmodell sind und Frauen nun die Oberhand gewinnen, wurde vor allem anhand eines US-Beispiels in den Feuilletons diskutiert. Doch je länger sich die öffentliche Debatte hinzog, desto drängender stand im Raum: Wie sieht es eigentlich bei uns aus? Geht auch hier die Ära der Männer zu Ende?

Ja, mit der Vorherrschaft des Mannes in Beruf und Familie ist es vorbei. Endgültig! Eine rasante Entwicklung hat ihn vom Podest purzeln lassen, auf dem er jahrhundertlang mit stolz geschwellter Brust stand, darauf vertrauend, dass er das Geld ranschafft, er in Politik und Wirtschaft zu Hause ist, er deshalb in der Familie den Ton angibt, er durch Wohnheitsrecht der Gebieter, der Chef, der Namensgeber und Bestimmer ist. Diese Ära neigt sich dem Ende zu. Auch in Deutschland müssen sich inzwischen immer mehr Männer von ihren Frauen finanzieren lassen.

Wie wirkt sich das auf die Beziehungen aus? Wie reagieren Paare auf diesen Rollenwechsel?

Die Antworten hierauf habe ich lange und gründlich recherchiert, habe mit vielen Menschen gesprochen, die sich in einem solchen Beziehungswandel befinden. Ich habe nachgeforscht, nachgefragt, nachgebohrt. Nun liegt *Sprengsatz unterm Küchentisch* vor. Ein Buch darüber, wie heutzutage in West- und Ostdeutschland mit diesem noch

gänzlich ungewohnten Umschwung in der Geschlechterbeziehung umgegangen wird, welche Unsicherheiten ein solcher Wandel verursacht, welche neuen Rollen gefunden werden müssen. Und ich denke, so manches Paar wird sich in den Kämpfen wiedererkennen, die meine ProtagonistInnen als PionierInnen auf einem ihnen noch unbekanntem Terrain ausfechten. Vor allem aber in den Kompromissen, die Männer und Frauen miteinander eingehen müssen, um sich auch in Zukunft zu achten, zu lieben und auch weiterhin zu begehren.



1. Kapitel

Zur Einstimmung einen ernüchternd trockenen Rotwein

»Die Rolle, welche der Frau im Unterschiede vom Manne im Geschlechtsleben von der Natur angewiesen ist, macht eine völlige Gleichstellung der Geschlechter für alle Zeiten unmöglich. Sie weist ihr als erste und vornehmste Aufgabe die Ernährung, Pflege und Erziehung der Kinder zu. ... Hiermit verbindet sich die Verwaltung des Hauswesens, die ökonomische Verwendung des vom Manne Erworbenen. Es entsteht eine auf natürlicher Grundlage ruhende Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau ...«

Brockhaus Konversations-Lexikon,

14. vollständig neubearbeitete Auflage, 1898, Stichwort »Frauenfrage«

Was Erich verschweigt und Max nicht ahnt

Eine geräumige Altbauwohnung in einem der angesagtesten Viertel der Stadt. Im Esszimmer hängt ein Kristallleuchter, dessen Glühbirnen durch Kerzen ersetzt wurden. Das Licht über dem Esstisch ist entsprechend anheimelnd. Im Hintergrund sorgt eine Jazztrompete für angenehme Untermalung des lebendigen Tischgespräches. Die Gäste kennen sich schon lange, haben früher gegen Pershings und AKWs demonstriert, gemeinsam in WGs gelebt, gehen vertraut miteinander um. Die Gastgeber haben ordentlich aufgefahren: als Vorspeise gab es Guacamole mit Flusskrebse, anschließend ein köstlich durchgegartes Boeuf Bourguignon und zum Nachtisch, dessen Reste noch auf dem Tisch stehen, selbstgemachtes Zimteis mit durch Cognac verfeinertes, lauwarmes Pflaumenmus.

Alles ist so, wie es zu sein hat, an einem solchen Abend unter Freunden, unter ehemaligen Altlinken, inzwischen etabliert, noch immer mit kritischem Geist aber eher träger Gesinnung. Über Widerstand wird geplaudert, längst nicht mehr agiert. Man ist im Bürgerlichen angekommen, hat sich dort eingerichtet, fühlt sich wohl.

Doch dann erklingt ein Misston. Max, schon reichlich alkoholisiert, beugt sich vor und übertönt das allgemeine Gesprächsgemurmel durch einen Zuruf quer über den Tisch: »Hey Erich! Was macht eigentlich deine Werbekampagne für dieses Energieunternehmen mit dem Ökostrom? Hast du den Zuschlag bekommen?«

Alle drehen sich zu dem Angesprochenen um. Der setzt das Glas Wein, das er gerade austrinken wollte, bedächtig auf den Tisch, wirkt plötzlich ernüchtert. Man sieht ihm an, dass er sich zusammenreißt. Evelyn, seine Frau, legt ihm beruhigend eine Hand auf die Schulter. So als wolle sie ihm Mut machen. Dann, in das entstandene Schweigen hinein, sagt Erich, nachdem er sich geräuspert hat: »Nein, daraus ist nichts geworden. Leider.« Und fügt hinzu, weil die anderen ihn noch immer neugierig anstarren: »Den Zuschlag hat das Werbebüro Meier/Mayer auf der Uferallee bekommen. Ihr kennt die Leute doch. Mein ehemaliger Kompagnon hat sich da schon vor Jahren eingekauft.« Max schüttelt bedauernd den Kopf. »Das tut mir aber leid.« Er zögert. »Wird schon werden«, ruft er seinem Freund zu und nimmt sich vor, Erich die Tage mal anzurufen, sich zu erkundigen, wie es ihm wirklich geht.

Irgendetwas stimmt mit Erich schon eine geraume Zeit nicht, schießt es Max dabei durch den Kopf. An ihrem Stammtisch, einmal im Monat, wird zwar meist über Fußball geredet, aber wann immer sich das Gespräch in letzter Zeit um Jobs drehte, wurde Erich auffallend still. Und seit einer ganzen Weile bestellt er sich kaum noch etwas zu Essen, verschmäht selbst die von ihm früher so geschätzten hausgemachten Frikadellen ihres Stammlokals. Hält sich an ein, zwei Bierchen fest. Er habe keinen Hunger, begründet er jedes Mal seine Zurückhaltung. Komisch, findet Max, das war früher doch anders. Ob Erich was am Magen hat?

An dem abendlichen Tisch, auf dem die Reste des Zimteis vor sich hinschmelzen, reden inzwischen wieder alle durcheinander, lachen, scherzen. Man geht zu den Schnäpsen über. Als ihre Freunde gegangen sind, räumen die Gastgeber zu später Stunde das schmutzige Geschirr in die Spülmaschine, plaudern dabei angeregt, sind zufrieden mit ihrer gelungenen Essenseinladung.

»Nur Max hätte sich die Frage nach Erichs Auftragslage sparen können«, bemerkt der Hausherr. »Wir wissen doch, dass es dem Armen in letzter Zeit nicht so gut geht. Seine Agentur läuft irgendwie nicht. Es ist längst bekannt, wie es um ihn steht.«

Eben nicht! Wie es wirklich um Erich steht, weiß keiner aus seinem Freundeskreis. Vielleicht ahnt es der eine oder andere. Aber geredet wurde darüber bislang nicht. Niemand hat sich getraut nachzufragen, was eigentlich los ist mit Erich. Warum er nicht mehr zu den alljährlichen Skiwochen unter Männern ins Engadin mitfährt. Seine Absage hat er jedes Mal mit Termenschwierigkeiten begründet. Dabei scheint er reichlich Muße zu haben. Der Rasen in seinem Garten wirkt wie mit der Nagelschere gestutzt. Kein Unkraut wächst, nirgends. Und dass dort viel Zeit investiert wird, sieht man an der Ernte. Das Gemüse gedeiht, die Kartoffeln sind rechtzeitig in der Erde und die Himbeerhecke bildet ein kerzengerades Spalier.

Irgendetwas stimmt hier nicht, dämmert es den Freunden so langsam. Irgendetwas stimmt hier ganz und gar nicht.

Ein Hauch von Unruhe schwebt über dem Esstisch

Tatsächlich läuft hier gerade einiges aus dem Ruder in dieser Geschichte von Erich und dem indiskreten Max, vom Abendessen einer Mittelklassegesellschaft »bourgeois bohemian«, wie die Franzosen sie bezeichnen würden, arrivierte Freiberufler, Künstler, Journalisten, Ärzte, Architekten, verheiratet oder in Lebensgemeinschaft mit Lehrerinnen, Sozialarbeiterinnen oder ebenfalls Ärztinnen, Rechtsanwältinnen. Ein lockeres, unkonventionelles Milieu. Man kauft beim Biometzger, fährt quer durch die Stadt, um den feins-

ten Rohmilchkäse zu bekommen, das Brot muss aus Vollkorn sein, das Gemüse wird wöchentlich von einem nahegelegenen Biolandhof ins Haus geliefert. Über Geld wird nicht gesprochen, es ist einfach da. Man ist wohlhabend, kritisch, wählt SPD oder die Grünen. Spendet regelmäßig an UNICEF, Ärzte ohne Grenzen oder Medica Mondiale. Lässt sich da nicht lumpen. Und verschwendet kaum einen Gedanken daran, ob dieses Leben immer so weiter gehen wird.

Paare wie Erich und Evelyn wissen, dass dies nicht unbedingt der Fall ist. Dass es sehr schnell vorbei sein kann mit Rohmilchkäse und Bioschwein. Dass einige unglückliche Umstände aus diesem durchkomponierten Ensemble ein wackeliges Kartenhaus machen können, durch das plötzlich Gewohnheiten über den Haufen geworfen werden. Und zwar komplett über den Haufen. Selbst unter fortschrittlich-intellektuellen Menschen wie diesen abendlichen Zechern würde Erichs derzeitige Lebenssituation für erschrockenes Schweigen sorgen. Für Hilflosigkeit, Beschämung, peinlich berührtes Wegschauen.

Denn Tatsache ist: Erich hat nicht nur die Präsentation bei dem von Max angesprochenen Energieunternehmen verloren und damit deren Werbeauftrag nicht bekommen. Erich hat sich an dieser Präsentation gar nicht erst beteiligt. Er arbeitet nicht mehr. Tut nur noch so. Vor einiger Zeit hat er sein Büro aufgegeben, ohne dass seine Freunde es mitbekamen. Es lohnte sich nicht länger, die teure Miete zu bezahlen. Schon seit geraumer Zeit waren die Aufträge ausgeblieben. Zunächst musste er seine Mitarbeiter entlassen, dann sich selbst eingestehen: Die Konten sind leer, die Zukunftsaussichten düster. Nach und nach verließ ihn die Energie, immer wieder Klinken zu putzen, sich zu neuen, aufwendigen Präsentationen aufzuraffen, wohl wissend, dass er angesichts der ultramodern ausgestatteten Konkurrenz mit seinem Ein-Mann-Betrieb keine Chance haben würde.

Wenn nicht hier, wo denn sonst

Erich ist in einer Position, auf die in unserer Gesellschaft noch immer mit Geringschätzung und Herablassung reagiert wird. Er ist zum Außenseiter geworden, zumindest innerhalb unserer gutsituierten Abendgesellschaft. Denn Erich ist ein arbeitsloser Mann, darauf angewiesen, dass seine Frau ihn und die Kinder ernährt. Alleine auf sich gestellt müsste er Hartz-IV beantragen.

Jemand wie Erich verunsichert seine Umgebung, lässt sie erschrocken zusammenzucken. Althergebrachte Bilder darüber, wie erfolgreich, kraftstrotzend und zupackend ein Mann zu sein hat, drängen sich vor. Bilder, die einfach nicht zu dem Rollentausch passen, den Erich und Evelyn gerade gezwungenermaßen in ihrer Beziehung erleben. Durch ihre neue Lebenssituation rütteln sie unfreiwillig am Fundament dessen, was selbst die fortschrittlichsten Paare in ihrer Beziehung für selbstverständlich erachten: Der Mann muss zeigen, was er kann – und zwar an seinem Arbeitsplatz. Und da seit alters her der Beruf des Mannes seine Kampfarena ist, verliert er seine gesellschaftliche Stellung, sobald er dieses Terrain verlässt. Er wird plötzlich nicht nur arbeits-, sondern gleichermaßen auch heimat- und identitätslos.

Um hiermit locker und entspannt umgehen zu können, sind wir noch immer allzu sehr in traditionellen Mann-Frau-Vorstellungen verhaftet. Da mögen wir uns noch so aufgeschlossen und modern geben – sollte ein Paar in die unangenehme Situation kommen, in der sich Erich und Evelyn gerade befinden, ist es vorbei mit Toleranz und Verständnis. Spätestens dann hört der Spaß auf, fallen auch die Fortschrittlichsten in alte Raster, rattert es los im Gehirn, boxen sich generationsgestählte Klischees mit Vehemenz durch.

In dem Moment wird klar: Wir alle haben sie noch in uns, die festgeschmiedeten Vorstellungen vom Mann als Haupt-

verdiener und der Frau als Hausfrau oder höchstensfalls Zuverdienerin. Von der Frau, die ihre Lebenserfüllung als Herrin über Mopp und Wischwedel, Kasserollen und Wok, Windeln und Rotznasen finden soll. Oder die etwas fortschrittlichere Variante: die ihre Kinder zum Ballett kutschiert, die Klavierstunden der lieben Kleinen fürsorglich begleitet, ansonsten Yoga-Kurse belegt, sich in einer lokalen Bürgerinitiative für die Verkehrsberuhigung ihres Viertels engagiert und im Elternvorstand des Gymnasiums sitzt, auf das ihre Kinder gehen. Dabei darf sie ruhig an drei Tagen pro Woche etwas dazuverdienen. Sollte sie allerdings voll berufstätig sein, dann – bitte schön – aber nur auf Augenhöhe mit ihrem Mann. Überholen sollte sie ihn nicht, erfolgreicher sein schon gar nicht.

Dabei ist gerade Erichs Umgebung nach Einschätzung des Geschlechterforschers Michael Meuser diejenige, in der eine Umkehrung dieser traditionellen Rollen am ehesten toleriert würde – genau deshalb habe ich sie als Einstieg gewählt. »Es gibt soziale Milieus«, so Meuser, »in denen das stärker akzeptiert wird als in anderen. Also etwas überpointiert formuliert: Im Bereich alternativer städtischer Milieus, die ein Stück weit weg sind von traditionellen Karriere- und Mustern zum Beispiel. So ein Modell ist eher lebbar am Prenzlauer Berg oder in der Kölner Südstadt als in Köln-Marienburg oder in Berlin-Dahlem. Es gibt auch Berufsfelder, wo das als Lebensform geht. In der Kreativ-Wirtschaft zum Beispiel wäre eine Konstellation erfolgreiche Frau/arbeitsloser Mann denkbar. Während ein arbeitsloser Manager oder Banker eine ganz andere Sprengkraft hat. Weil genau in diesem Milieu die Vorstellungen über Geschlechterbeziehungen in der Regel noch sehr viel stärker in traditionellen Bahnen verankert sind.«

Doch selbst in dem aufgeschlossenen Kreis, in dem sich Erich bewegt, erkundigt man sich bei so jemandem wie

ihm – sollte sein Zustand bekannt werden – mal gerne etwas spitz: »Na, gibt’s was Neues? Schon einen Job gefunden? Tut sich endlich was?« Nicht immer klingt das freundlich interessiert, manchmal schwingt eine gewisse Gereiztheit mit, hin und wieder gar so etwas wie Verachtung. Mit dem stimmt doch was nicht! Sonst hätte der doch längst wieder Arbeit gefunden! War Erich vielleicht schon immer ein Loser, nur hat dies zuvor keiner gemerkt?

Den Anschluss verpennt

Paare wie Erich und Evelyn existierten statistisch gesehen bis 2010 überhaupt nicht. Als ich im Jahr 2007 mit den Recherchen zu diesem Thema begann, gab es bei keinem renommierten Institut Daten zu derlei Paarkonstellationen. Weder beim Datenzentrum Statistik der Bundesagentur für Arbeit noch beim Statistischen Bundesamt oder beim Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung – um nur einige zu nennen. Auf meine Nachfragen, wie viele solcher Beziehungen es bundesweit eigentlich gäbe, bekam ich Antworten wie:

»Sehr geehrte Frau Müller-Münch ... Ihre Anfrage ist doch so kompliziert ... Die in unserem Haus verwendeten Statistiken und Zahlen geben keine Antworten auf ihre Frage«, so das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung beim Statistischen Bundesamt in Wiesbaden.

»Leider liegen uns solche Zahlen (noch) nicht vor, da wir selbst erst im Erstellen einer quantitativen Umfrage zu diesem Thema sind«, mailte am 29. November 2007 die Medienreferentin des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung und fügte hinzu: »Die einzige repräsentative Datenquelle, die mir hierzu einfallen würde, ist der Mi-

krozensus, der sowohl Haushalts- als auch Individualeinkommen abfragt.«

Also kontaktierte ich den Fachbereich Mikrosoziologie am Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt Universität zu Berlin. Dort wird die jährlich bei einem Prozent der Bevölkerung durchgeführte amtliche Haushaltsbefragung, der sogenannten Mikrozensus, erstellt. Am Telefon erläuterte man mir, dass immer nur gezählt werde, wie viel weniger die Frauen als ihre Männer verdienten. Alles andere, wie die Auflistung der mehr verdienenden Frauen in den befragten Haushalten, »war bisher kein Thema, weil die meisten davon ausgehen, dass es das nicht gibt.«

Parallel hierzu mailte mir die Geschäftsführerin des Instituts für Hochschulforschung Wittenberg, ihr seien überhaupt keine Studien zu diesem Thema bekannt.

Eine wissenschaftliche Leere tat sich auf. Die ›Familienernährerin‹ – als das weibliche Mitglied eines Haushaltes, das den größten Teil des Familieneinkommens erwirtschaftet – wurde einfach nicht in den Blick genommen. Frauen, die ihre Familien überwiegend finanziell versorgen, waren ein blinder Fleck in der Geschlechter- und Wohlfahrtsstaatsforschung, heißt es folgerichtig im Vorwort der 2010 dann endlich erschienenen ersten Studie zu diesem Thema, erstellt im Auftrag der Hans-Böckler-Stiftung. Auf diese Studie, die den wissenschaftlichen Blackout mit Daten und Fakten füllt, werde ich später ausführlich eingehen.

Dabei gibt es schon seit geraumer Zeit Anlass genug, sich mit dieser Rollenumkehrung – oder um es drastischer auszudrücken: dieser Beziehungs-Revolution – einmal intensiver zu beschäftigen, zumindest aber genauer hinzuschauen. Immerhin deuten erste internationale Forschungen zur Situation in den USA, in Australien, Frankreich und endlich dann auch 2010 Deutschland darauf hin, »dass die Anzahl der Familienernährerinnen ... in einem Umfang gestiegen

ist, der es lohnend erscheinen lässt, dem Phänomen gezielt nachzugehen«. ⁽¹⁾

Und gezielt wird diesem Phänomen inzwischen auch nachgegangen. So startete das Deutsche Jugendinstitut e.V. (DJI) zum Beispiel im März 2013 ein von der EU gefördertes Forschungsprojekt. Thema: »EU-Studie zu Familienernährerinnen: FamiliesAndSocieties«. Hierzu suchten die Münchener Wissenschaftler Frauen, die bereit wären, folgende Fragen zu beantworten: »Wie sieht der Familienalltag von Familien aus, in denen die Frau die Familie ernährt? Wie gestaltet sich Partnerschaft unter diesen Bedingungen? Wie wird die Kinderbetreuung und die Hausarbeit organisiert?« Geplant sind, so hieß es in dem Aufruf, zehn offene Interviews mit zehn Familienernährerinnen. Die Portraits in diesem Buch könnten hier sicherlich Antworten liefern.

Soviel jedenfalls steht fest: Das Modell des männlichen Familienernährers ist definitiv auf dem Rückzug. In den USA bringen mittlerweile in etwa der Hälfte aller Haushalte die Frauen den Hauptverdienst mit nach Hause, finanzieren somit zum größten Teil, wenn nicht sogar ganz, ihre Familien. In Frankreich fand ein solcher Rollentausch inzwischen in jedem sechsten Haushalt statt. In Deutschland sind es in jedem fünften Mehrpersonenhaushalt nicht mehr die Männer, sondern die Frauen, die hauptsächlich ihre Familien ernähren. Dies ergab die soeben zitierte, bisher einzige deutsche Studie zum Phänomen »Familienernährerin«. Und über Österreich berichtete das Frauenmagazin »Wienerin« im Oktober 2010 unter der Überschrift »Meine Frau zahlt«, dass dort jede zehnte Frau heute mehr als ihr Partner verdiene. »Tendenz zur (Allein-)Familienernährerin: Stark steigend.«

Für Männer wie Erich und viele andere bedeutet dies: Sie müssen sich verabschieden von ihrer alten Rolle und den damit einhergehenden Vorstellungen von Männlichkeit. Sie

schliddern nicht mehr zielgerade auf der Erfolgsschiene, ihr Leben hat eine Volte geschlagen – und niemand in der Umgebung ist hierauf vorbereitet, hat sich darauf eingestellt. Vielleicht, weil es zu unangenehm ist, genauer hinzuschauen? Oder liegt es auch an Männern wie Erich, die, solange es irgendwie geht, ihre Situation verschweigen, nicht über die Sackgasse reden, in die sie geraten sind und in der sie nun feststecken? Vielleicht liegt es auch an Frauen wie Evelyn, die keinen Mucks darüber verlauten lassen, was ihnen gerade passiert. Weil sie natürlich viel lieber einen strahlend erfolgreichen Typen an ihrer Seite hätten und keinen gesellschaftlichen Absteiger wie Erich. Keinen Mann, der nichts mehr hermacht, mit dem frau sich nicht mehr schmücken kann.

Männer werden ungern zugeben, dass sie nicht mehr Herr im Hause sind, und dass sie – wollen sie ein Bierchen trinken gehen – die Angetraute oder Lebensgefährtin um Geld bitten müssen. Dabei würden Männer sich so gerne weiterhin in der beruhigenden Gewissheit an die Theke ihres Stammlokals lehnen, ihre Rechnung aus der eigenen Tasche bezahlen zu können. Das ist Teil ihres männlichen Selbstverständnisses, ist ein Status, der gleichermaßen Kraft und Männlichkeit symbolisiert. Der sich einfach so gehört. Punktum! Wird erst einmal ruchbar, dass sie ihrer Frau auf der Tasche liegen – dann ist es aus mit ihrer Aura von Männlichkeit und Kraft.

Sigrid und Rolf: Putzen ist doch nichts Ehrenrühiges

Von einer starken Frau, die sich nicht scheut, in der Not den Putzlappen zu schwingen. Und dies mit Stolz, Zuversicht und größtem Selbstverständnis tut.

Sigrid ist 57 Jahre alt, ihr Mann Rolf gut zehn Jahre älter. Sie ist ausgebildete Bauzeichnerin und hat bis vor sieben Jahren häufig im Büro ihres Mannes mitgearbeitet. Dann kam der Einbruch. Seitdem ist Sigrid, was das Einkommen angeht, »mit der Nase vorne«. Sagt Rolf jedenfalls. Sie hat drei feste Arbeitsstellen, arbeitet 52 Stunden pro Woche als Putzfrau. Bei Aldi, in einer Druckerei, in einem Arzthaushalt. Und sie ist stolz darauf, dass dies alles so gut klappt, dass sie regelmäßig pro Monat etwa 2000 Euro netto nach Hause bringt. Sonst würde der Laden daheim nicht mehr laufen. Beide haben Schulden, müssen Kredite und Verbindlichkeiten abzahlen. Da geht regelmäßig was weg vom Konto. Und Sigrid sorgt dafür, dass hierfür immer Geld da ist.

Nun arbeitet Rolf zwar auch noch. Zu Hause. Ein wenig. Er hat aus seiner ehemaligen Selbständigkeit ein paar Kunden behalten. Sein großes Büro musste er allerdings schließen, »als sich die Aufträge nicht mehr lohnten und alles zusammenbrach«, erklärt Sigrid. Ihr größter Auftraggeber war lange mit den Zahlungen in Verzug. Zu lange. »Es blieb letztlich nichts mehr übrig.« Seine Lebensversicherungen hat Rolf aufgelöst, um die Löhne seiner damals noch zehn Mitarbeiter bezahlen zu können. Ihm bleiben nach Abzug der Krankenkasse 350 Euro Rente und seine unerschütterliche Zuversicht, dass alles schon gut ausgehen wird. Dazu ab und zu ein paar Aufträge. Und Sigrids regelmäßiges Einkommen.

Gäbe es das nicht, müsste er einen Teil des Gebäudes verkaufen, in das beide schon seit Jahrzehnten ihr ganzes Herzblut stecken. Ein altes Gründerzeithaus, mitten in der Großstadt, von einer kleinen Erbschaft vor Jahren preiswert ersteigert. Von dem

Mehrfamilienhaus gehören ihnen noch 370 Quadratmeter. Ein Teil davon ist als Ladenlokal vermietet, ein Teil geht für Rolfs Arbeitszimmer ab, der Rest ist ihre Wohnung. Um diese Investition zu stemmen, leben sie seit langem schon äußerst bescheiden. Sie fahren so gut wie nie in Urlaub, höchstens mal über Weihnachten und Neujahr ins Sauerland. Sie gehen nie zum Essen ins Restaurant, verkneifen sich Kino- oder Theaterbesuche. Außerdem, so Sigrid, sei sie dazu sowieso viel zu müde.

Damals, in der Phase des Umbruchs, als noch nicht absehbar war, wie groß der Schaden tatsächlich sein würde, plagten Sigrid nachts Alpträume: »Ich habe mich ständig irgendwo im Dschungel befunden, wilde Tiere schlichen um mich herum. Ich fürchtete mich sehr und suchte nach einem Versteck. Rolf habe ich morgens erzählt, heute Nacht bin ich wieder dem schwarzen Panther begegnet. Das war zu einer Zeit, als ständig Leute kamen, die berechtigterweise Geld von uns haben wollten und wir einfach nicht pünktlich zahlen konnten.«

Sigrid fasste irgendwann einen Entschluss: Sie las die Kleinannoncen in der örtlichen Presse, »um nicht länger rumzusitzen und vor Angst zu erstarren.« Als Bauzeichnerin war sie nicht gefragt. Also überlegte sie, was sie sonst noch so könne. Putzen fiel ihr ein, ja putzen, das konnte sie auf jeden Fall. »Ich habe einen Hang zur Sorgfalt und zur Ordnung, den kannst'e da ja austoben«, sagte sie sich. Den ersten Job bekam sie bei Aldi.

Anfangs befürchtete Sigrid noch, »nicht gut genug zu sein, nicht schnell genug. Ich hatte Angst, dass dadurch eine Missstimmung entstehen könnte.« Stattdessen waren alle ihre Arbeitgeber höchst zufrieden. Sie sind es noch heute. Inzwischen arbeitet sie 52 Stunden pro Woche, an den meisten Tagen zwischen elf und zwölf Stunden hintereinander. »Ich habe mich daran gewöhnt. Bin allerdings rechtschaffen müde, wenn so eine Woche um ist. Am Wochenende bin ich bis Samstagmorgens um zehn erst mal klinisch tot«, lacht Sigrid. »Danach kommen Wiederbelebungsmaßnahmen mit Tee und Frühstück.

Dann überlegen wir, was an dem Tag alles passieren soll. Und ab 12 Uhr geht's irgendwie los: einkaufen oder Treppenhaus putzen, mal durch die Wohnung saugen. Das wird dann ein bisschen aufgeteilt. Zu Hause putzen wir wenig. Mein Mann übernimmt viel. Ich habe ihm beigebracht, wie es mit der Waschmaschine geht, wie die Spülmaschine funktioniert, der Staubsauger zu benutzen ist. Das alles macht er. Sogar die Dusche macht er nach dem Duschen trocken. Das ist überhaupt kein Problem.«

Montags, wenn sie bei Aldi putzt, erledigt sie dort auch gleich den Großeinkauf. »Da bin ich ja sowieso schon an der Quelle.« Sie nimmt jetzt immer das Auto. Anfangs hatte sie sich nicht hinters Steuer getraut, all die Jahre war nur ihr Mann gefahren. Zunächst hatte er sie zu ihren diversen Stellen kutschiert. Doch als sie eine Zeitlang schon um halb vier Uhr nachts aufstehen musste, gab sie sich einen Ruck und kutschiert seitdem selbst.

Als sie mit ihren Putzjobs begann, versuchte Rolf sich in eigener Selbständigkeit. Alleine zu Hause. Er musste lernen, mit dem Computer umzugehen. Das hatten bislang andere für ihn erledigt. »Als er das noch nicht konnte, habe ich mich abends mit ihm vor den Computer gesetzt, Rechnungen geschrieben und überprüft. In der Zeit habe ich manchmal nur drei bis vier Stunden pro Nacht geschlafen«, erinnert sich Sigrid.

Heute klappt bei ihnen alles wie am Schnürchen. Wenn sie abends zwischen sieben und acht Uhr nach Hause kommt, bereitet sie das Essen vor. »Er setzt dann schon mal Wasser für Nudeln oder Kartoffeln auf. Ich rufe ihm dann zu, was er tun soll, während ich mich frisch mache. Dann wird gegessen mit dem Blick auf den Fernseher. Wir tauschen das Nötigste aus, was am Tag so gelaufen ist. So kurz vor zehn Uhr fallen mir die Augen zu, während mein Mann die Küche säubert. Darüber, wie er die Spülmaschine einräumt, sind wir schon mal geteilter Meinung. Das ordne ich ab und zu nochmal um. Aber meistens sitze ich nur noch wie festgenagelt im Sessel. Ich bin quasi zu müde, um ins Bett zu gehen.«

Früher sind Sigrid und Rolf regelmäßig in die Tanzschule gegangen. Aber das mussten sie aufgeben, weil Rolf Probleme mit den Knien hat. Beide gehen nun zum Kieser-Training, Rolf zweimal die Woche, Sigrid schafft gerade mal ein einziges Training. Manchmal gehen sie spazieren, aber am liebsten bleibt Sigrid zu Hause, denn, so sagt sie, »ich spaziere ja unter der Woche genug herum.«

Das Wichtigste, was sie unbedingt brauchen, ist: »Wir brauchen uns«, sagen beide wie aus einem Mund, und Sigrid erinnert sich daran, wie sie kürzlich mit dem Auto im Stau steckten und sich anguckten, lachten und sagten: »Hauptsache wir sind zusammen. Alles andere ist doch wurscht.«

»Es gibt Einschränkungen im Freundeskreis«, erzählt Sigrid. »Die Kontakte zu Freunden und Bekannten sind nicht mehr so üppig wie früher. Auch die Familienkontakte sind eingeschränkt. Es ist einfach keine Zeit mehr da. Ich habe abends nur zwei Stunden Zeit zum Leben. Und morgens beim Frühstück haben wir auch nur eine halbe Stunde für uns.«

Jetzt, wo sie regelmäßig Geld verdient, sind ihre Alpträume verschwunden. Sie fühlt sich nicht mehr alleine gelassen, hat sich selbst geholfen. Freunden, Bekannten und auch der Familie gegenüber sagt Sigrid frank und frei: »Ich arbeite als Putzfrau.« Viele reagieren hierauf erschrocken, entsetzt, peinlich berührt. Sie selbst hat damit kein Problem, erklärt mit ihrer überzeugend erfrischenden Art, dass es ihr gut gehe. Sie sich ihre Putzstellen so rausgesucht hat, dass sie gut bezahlt sind und ihr gefallen. »Wo ich mich wohlfühle, anerkannt bin.« Und auch Rolf steht dazu: »So eine Arbeit ist doch nichts Ehrenrühriges.« Wenn bei ihm im Büro gar nichts mehr lief, würde er auch anpacken. Als Paketzusteller oder was auch immer sich ihm anböte. »Also da kenne ich im Grunde gar keine Grenzen.«

Beide spielen Lotto, träumen davon, den Jackpot zu knacken. Nur, was sie dann mit dem vielen Geld machen würden, wissen

sie eigentlich nicht so recht. Vielleicht die Wohnung noch einmal modernisieren? Vielleicht mehr Freizeit füreinander haben? Bei schönem Wetter sich mal am Rhein auf eine Bank setzen, ein Eis schlecken, ja, das könnten sie sich schon vorstellen. Doch irgendwie entsteht der Eindruck, dass sie diesen Jackpot gar nicht brauchen. Zwischen beiden, das spürt man sofort, herrscht große Harmonie und Zuwendung. Keiner hadert mit seiner Situation. Hier hat niemand Wut im Bauch. Hier gibt es keine unterschwelligen Bissigkeiten, boshafte Bemerkungen, versteckte Vorwürfe.

»Nein. Mittlerweile erfüllt es mich sogar mit Stolz«, sagt Sigrid, »dass ich in der Lage bin, meinem Mann das alles bieten zu können. Nun kann er sich auch mal ausruhen, bringe ich eben das Geld rein. Früher hat mein Mann oft zu mir gesagt, wenn schönes Wetter war im Sommer: Schatz, leg dich oben auf die Terrasse in die Sonne, wer weiß, wie lange die noch scheint. Als ich angefangen habe zu putzen, war mein Mann ein bisschen bedrückt darüber, dass ich morgens so früh raus musste und er zu Hause blieb. Aber ich habe ihn beruhigt und ihn daran erinnert, wie das damals war, als er gesagt hat, Schatz leg dich in die Sonne, solange sie scheint. Warum soll das nicht auch für ihn gelten? Er hat früher manche Nacht durchgearbeitet oder nur vier Stunden geschlafen. Jetzt kann er sich ausruhen. Häufig necke ich ihn mit unserem Altersunterschied und sage: Schatz, setz dich hintern Ofen und lass es dir gut gehen.«